

THEMA 13. Februar 1945

Dresdens Glocken werden heute Abend wieder an den Untergang der Stadt vor 58 Jahren erinnern. Wer damals dabei war und das Grauen der Bombennacht überlebte, kann es nicht vergessen, erst recht nicht in dieser spannungsgeladenen Zeit. Die SZ ist zwei Leserbriefen nachgegangen.

Am Rande des Feuersturms

„Lieber Gott, lass mich meine Eltern wieder sehen“: Eine damals 17-Jährige erinnert sich an ihren ersten BDM-Hilfsdienst auf dem Hauptbahnhof, als der Angriff kam

Von Jörg Marschner

Ausgerechnet am 13. Februar hatte Gertraude Neumann, heute Henke, als Mitglied im BDM (Bund Deutscher Mädel) ihren ersten nächtlichen Hilfsdienst auf dem Dresdner Hauptbahnhof. Abends um sieben musste sie antreten zusammen mit zwei Kameradinnen, wie das beim BDM hieß. Gertraude meldete sich beim Deutschen Roten Kreuz, legte ihre Tasche, in der sie etwas zu essen mitgebracht hatte, in ein Regal und wurde eingewiesen. Sie sollte Flüchtlingen aus Schlesien bei der Weiterreise helfen. Die damals 17-Jährige erinnert sich:

Oben auf dem Bahnsteig stand ein Zug, der war schon knüppeldick. Hinter den Fenstern und an den Türen drängten sich die Leute dicht an dicht. Und es kamen immer mehr Flüchtlinge, die weiter mussten, sie durften ja eigentlich nur eine Nacht in Dresden bleiben. Da war auch eine Frau mit zwei kleinen Kindern und einem Koffer. Die schüttelte nur den Kopf und wusste nicht weiter. Ich hab ihr den Koffer abgenommen und ihn den Leuten an der Tür durch die Beine geschoben. Die Frau stieg dann auf die Treppe, die beiden Kinder hatte sie auf dem Arm und wir Helfer schoben sie von unten, bis sie auf dem Perron stand. Es war einfach unvorstellbar. Plötzlich heulten in der Ferne Sirenen. Wenig später versank der Bahnhof bis auf eine Notbeleuchtung in tiefer Dunkelheit. Ich rannte mit den anderen zurück in die Kuppelhalle. Ein Zivilist rief, wer nicht wisse, wohin er gehen soll, könne mit ihm kommen. Dem schloss ich mich an. Es war, wie sich herausstellte, der Chef einer kleinen Papierfabrik auf der Lindengasse, gerade mal 500 Meter entfernt vom Hauptbahnhof. Auf dem Firmengelände hatte der Mann einen Bunker gebaut. Dort rannten wir nun hin. Als wir den Bunker erreichten, war es schon taghell, überall hatten die Flieger Christbäume mit ihrem weißen Licht gesetzt.

Um 22.05 Uhr detonierte im DSC-Stadion am Ostragehege die erste rote Zielmarkie-

rungsbombe. Dort lag für die 244 Bomber vom Typ „Lancaster“ die Spitze des Zielsektors. Der sah aus wie ein großes Tortenstück, die linke Tortenlinie querte zwei Mal die Elbe und endete zwischen Carola- und Albertbrücke. Von dort wurde der Kreis gezogen bis zur Falkenbrücke westlich vom Hauptbahnhof. Somit umfasste der Zielsektor den größten Teil der Altstadt innerhalb des so genannten 26er Rings. Die Lindengasse lag außerhalb des Zielsektors.

Wir waren sechs Leute: der Fabrikant, der Hausmeister und seine Frau, ein Fliegeroffizier, ich und noch jemand. Wir legten uns alle flach auf den Betonboden, wie es der Offizier gesagt hatte. Der Platz reichte gerade. Es war furchtbar, so dazuliegen und zu hören, wie die Einschläge immer näher kamen. Plötzlich eine gewaltige Detonation als ob mitten im Bunker eine Explosion wäre, ich hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Beide Bunkertüren flogen auf. Das war unser Glück, sagte später der Fliegeroffizier, hätte der Bunker nur eine Tür gehabt, hätte uns die Druckwelle der Luftmine zerlegt. Nun hörten wir alles noch lauter, die Bomben pfliften, und manchmal rasselten sie wie Ketten. Es schien mir wie eine Ewigkeit, ich lag da und betete. „Lieber Gott, lass mich meine Eltern wieder sehen“, Noch und noch wiederholte ich das im Stillen, obwohl ich nicht religiös war.

Die Ewigkeit dauerte 24 Minuten. Gertraude verließ den Bunker. Die Fabrik war unversehrt, aber in Richtung Stadtzentrum sah sie die Flammen toben. Der Hausmeister bot dem Mädchen an, über Nacht in der Fabrik zu bleiben. Doch die 17-Jährige wollte unbedingt heim. Als ob es nichts Wichtigeres gäbe, ging sie zurück zum Hauptbahnhof, um ihre Tasche zu holen. Die fand sie auch, denn der Bahnhof war unversehrt, er hatte außerhalb des Zielsektors gelegen. Gertraude traf ihre zwei BDM-Kameradinnen wieder, die ebenfalls heim wollten. Der Weg über die Ausgänge Richtung Zentrum verbot sich, dort stand die Feuerwand. Also gingen die Mädchen hinten raus und drängten sich durch das Gewühl der Menschen.

Im Durcheinander stand ein Mann mit einem Pferd, das er eingefangen hatte. Der fragte uns, ob wir den Pferdehändler Claus kennen. Den kannten wir nicht. Wir sollten dem Händler Bescheid sagen, dass sich sein Pferd losgerissen habe und nun hier am Bahnhof stehe. Ich weiß auch nicht, warum wir ja sagten; wir waren wie im Trancezustand und haben irgendwie nicht normal gehandelt. Zuerst, in der Nähe des Bahnhofs, hatten wir die Jacken über den Kopf gezogen, weil auf den Straßen immer wieder Feuer war. Wir haben den Pferdehändler tatsächlich gefunden und sind dann weiter Richtung Nossener Brücke gelaufen. Das war damals eine alte Eisenbrücke. Von dort sahen wir das erste Mal, was wirklich passiert war. Die ganze Innenstadt war eine einzige Feuerwand, Flammenzungen stie-



Luftaufnahme der britischen Royal Air Force mit dem eingezeichneten Zielsektor.

Foto aus „Inferno Dresden“

gen hoch und ein Heulen war zu hören. Es war ein grauenhaftes Schauspiel und zugleich – ich traue es mir kaum zu sagen – auch irgendwie faszinierend.

Um diese Zeit dürfte es schon kurz vor Mitternacht gewesen sein. Der „Donnerschlag“ der britischen Royal Air Force hatte seine Wirkung entfaltet. Nach einem wissenschaftlich ausgearbeiteten Plan war der Zielsektor mit Feuer, Druckwellen und Explosionen überzogen worden. Die von 650.000 Stabbrandbomben ausgelösten lokalen Feuer – jede Bombe brannte nur acht

Minuten – hatten sich unter diesen Bedingungen binnen einer halben Stunde zum Feuersturm entwickelt. In der Dresdner Altstadt, wo viele Häuser noch Holztreppe und große Dachstühle hatten, gab es dafür günstige Voraussetzungen. Der Feuersturm riss Menschen mit sich und verbrannte sie, andere erstickte er in den Kellern, denen er den Sauerstoff entzog. So war das schon in Kassel, Freiburg, Heilbronn und anderen deutschen Städten praktiziert worden. Was Nazideutschland mit seinen Terrorangriffen auf Guernica,



Gertraude Neumann, Ostern 1944.

Warschau, Rotterdam, Coventry und andere Städte begonnen hatte, war perfektioniert zurückgekehrt.

Über die Nossener Brücke kamen wir nach Löbtau. Dort brannte es auch, aber viel weniger. In diesem Stadtteil wohnte eine Tante von mir. Aber ich wollte heim, nach Trachenberge, wollte wissen, wie es um Mutter stand. Also über Cotta zur Flügelwegbrücke. Im Osten, über dem Hafen und dem Ostragehege, war der Himmel glutrot. Unwillkürlich musste man stehen bleiben und gucken. Ob da noch jemand lebt, dachte ich. Auf der Brücke war es still, obwohl viele Leute unterwegs waren. Plötzlich hörte ich wieder entferntes Brummen von Flugzeugen, schnell wurde es zum lauten Dröhnen direkt über uns. Wieder rannten wir los.

Der zweite Angriff mit 529 Bombern begann 1.23 Uhr. Seine Wucht traf Menschen, die glaubten, das Schlimmste überstanden zu haben. Gertraude fand Sicherheit in einem ausgebauten Luftschutzkeller des großen Kasernenkomplexes gleich hinter der Flügelwegbrücke. Die Kasernen wurden nicht getroffen. Über Übigau und Mickten, von Bomben weitgehend verschonten Stadtteile, kam die 17-Jährige gegen drei Uhr zu Hause auf der Barbarastrasse an.

Der erst 1939 gebaute Wohnblock war unversehrt. Ich atmete auf. Der Hausflur war voller Leute. Mittendrin stand meine Mutter, die raus wollte, um mich zu suchen, woran sie die Hausbewohner immer wieder gehindert hatten. Ich muss meiner Mutter vorgekommen sein wie eine Fata Morgana, als ich plötzlich in der Haustür stand. Die ersten Toten sah ich Tage später auf der Großenhainer Straße, als Pferdewagen die Opfer des Angriffs zum Heidefriedhof fuhren. Im Spätsommer 1945 war ich dann noch mal auf der Lindengasse. Von der Papierfabrik stand nichts mehr. Die Trümmer waren über den Bunker gestürzt. Wäre ich, wie es der Hausmeister vorgeschlagen hatte, die Nacht über dort geblieben, hätte ich sie wahrscheinlich nicht überlebt.

KINDER DES 13. FEBRUAR

■ Über zwei Frauen, die die Bombenangriffe als Neugeborene im Krankenhaus Dresden-Johannstadt überlebten, berichtete SZ vor einem Jahr: Petra Roschinski und Marikka Barth.

■ Danach meldeten sich weitere Überlebende. Acht von ihnen trafen sich bereits in der SZ. Inzwischen ist die Gruppe auf 14 angewachsen. Petra Roschinski aus Hamburg hat dazu eine interessante Internet-Seite gestaltet.

■ 2005, zum 60. Jahrestag des Bombenangriffs, soll eine Publikation das Schicksal der überlebenden Kinder und ihrer Mütter schildern und so für die Nachwelt erhalten. Weitere Informationen sind erwünscht.

www.ueberlebendekinderdresden.de

Post: SZ, 01055 Dresden, Kennwort: 13.2.

Die ominösen Briten am Albertplatz

Ein heute 73-Jähriger erinnert sich, als Forstlehrling in der Dresdner Heide von einer Warnung vor dem Angriff erfahren zu haben – beweisen lässt sich das kaum noch

Von Jörg Marschner

Es las sich von Anfang an ziemlich unglaublich, was SZ-Leser Werner Illgen aus Niederau Mitte Januar mitteilte: „Ich habe mit zwei englischen Offizieren am Vorabend der Bombenangriffe am 12. Februar 1945 Kontakt gehabt, die vor der Bombardierung bestimmte Kreise gewarnt haben.“ Fantasterei war die erste Reaktion. Aber doch mal nachfragen, so die zweite.

Werner Illgen, Jahrgang 1929, erzählte folgende Geschichte: Er war damals Forstlehrling in der Dresdner Heide. Am 10. Februar 1945, einem Sonnabend, wurde er zu seinem Chef, Forstmeister Schanze, gerufen. Der sagte ihm, dass am Montag früh an der Ecke Albertplatz/Alaunstraße zwei Kriegsgefangene, englische Offiziere, stehen würden, die solle Illgen mitbringen. So war es dann auch am Montag, erzählt Illgen. „Das waren große junge Männer, vielleicht 24, 25 Jahre alt, in Uniform ohne Rangabzeichen, das Käppi unter der Achsel. Wir stiegen in den Anhänger der Linie 11, hinten auf den Perron, die Engländer guckten immer raus, und fuhren bis zum Weißen Adler. Ich brachte die beiden zu Schanze und ging arbeiten. Wir waren damals in einer Lichtung nahe der Bühnlauer Waldgärten eingesetzt und arbeiteten zusammen mit französischen Kriegsgefangenen. Am Nachmittag kam der französische Brigadier zu mir und sagte in gebrochenem Deutsch: „Du, Wer-

ner, morgen wir nicht kommen, morgen Dresden wird bombardiert.“ Ich hab da nur gelacht, denn zu Hause waren wir alle sicher, dass die Stadt nicht zerstört wird. Das glaubten damals die meisten Dresdner. Am nächsten Tag, am 13. Februar, waren die Franzosen nicht da. Ich hab normal gearbeitet wie immer und nicht gewusst, dass das mein letzter Lehrlingstag im Forst war.“ Für Illgen steht fest, dass die Briten die Franzosen warnen wollten.

Begegnung am Heidemühlenweg

Kriegsgefangene Briten am Albertplatz, ohne dass sie sofort festgenommen wurden? Warnung vor dem Bombenangriff? Da macht sich doch einer wichtig! Oder nicht? Also ein paar Recherchen. Die Franzosen hat es gegeben. Arno Schütze und seine Schwester vom Heidemühlenweg in Dresden-Bühlau können sich noch gut daran erinnern, wie sie – nur schwach bewacht – früh und abends immer an ihrem Haus vorbeikamen und manchmal mit ihnen redeten. Ihr Lager hatten die Franzosen, von denen einer angeblich nach dem Krieg in Sachsen geblieben sein soll, im Nachbarort Weißig. Schütze hat sogar noch Fotos von ihnen. Aber ob die Kriegsgefangenen am 13. Februar wie immer des Wegs kamen oder nicht, das können Schütze und seine Schwester nicht beantworten.

Forstmeister Schanze hat es auch gegeben: Erich Schanze, Chef im

Forstamt Bautzener Landstraße 55, später an der TU-Forstfakultät Tharandt im Waldbau tätig, bestätigt TU-Archivar Martin Liernert. Professor Bloßfeld aus Tharandt erinnert sich an einen Sohn Schanzes, der in den 90er Jahren mal an einem Treffen ehemaliger Tharandter teilgenommen hat: Hannes Schanze, Jahrgang 1938. Er müsste doch wissen, wenn sein Vater etwas vom seltsamen Besuch der zwei Briten und ihrer Warnung erzählt hätte. Wahrscheinlich hätte der Vater dann für den 13. Februar sogar den Schulbesuch verboten. Aber Hannes Schanze aus Hessen kann nicht weiterhelfen. Auch sein großer Bruder Horst, Jahrgang 1930, hat vom Besuch der Briten bei seinem Vater nie etwas gehört. Schanze wohnte damals auf der Plattleite im Stadtteil Weißer Hirsch in unmittelbarer Nähe der Dresdner Heide.

So bleiben als letzte Recherchemöglichkeit eventuelle Akten. Vielleicht können sie etwas sagen über die Arbeit am 13. Februar, ob die Franzosen dabei waren oder nicht. Aber das Sächsische Hauptstaatsarchiv muss passen: Nicht eine 1945er Akte aus dem Forstamt Weißer Hirsch ist zu finden. Im Forstamt Dresden-Klotzsche, dem Nachfolgeamt, beginnt das Archiv erst mit dem Jahr 1946, sagt Büroleiter Dietrich Eckart. Doch der Dresdner, Jahrgang 1951, fügt hinzu: „Es muss aber Warnungen vor dem Angriff gegeben haben.“ Dabei bezieht er sich auf Berichte seiner Großmutter. Die habe am Dürer-



Die französischen Kriegsgefangenen, mit denen Werner Illgen als Lehrling im Forst zusammenarbeitete und die angeblich vor dem Angriff gewarnt wurden.

platz in Dreden-Johannstadt gewohnt und ihm erzählt, was sie am 10. Februar mit eigenen Augen gesehen habe: Da sei das gesamte Mobiliar aus der Villa von NSDAP-Gauleiter Martin Mutschmann auf Lkws verladen und abtransportiert worden. „Mutschmann muss also was gewusst haben“, habe die Großmutter immer gesagt.

Für das britische Kommando kein Thema

Dass das Ausräumen der Mutschmann-Villa auf der Dresdner Comeniusstraße unmittelbar am Großen Garten nicht aus der Luft gegriffen ist, bestätigt auch Walter Weidauer in seinem Buch „Inferno Dresden“. Am Vormittag des 13. Februar 1945 habe der Londoner

Rundfunk berichtet, dass Martin Mutschmann mit seiner Frau und der Gauleitung in die Felsenkeller von Dresden-Lockwitz umgezogen sei. Dabei hatte sich Mutschmann auf der Comeniusstraße einen extrastarken Bunker bauen lassen, während ganz Dresden über keinen einzigen Bunker, sondern nur über einfache Luftschutzkeller verfügte. Aus der Radiomitteilung zog Weidauer den Schluss, dass die Engländer offensichtlich in Dresden über einen gut eingespielten Informanten- und Agentenapparat verfügten. Klingt logisch, wie sonst hätte Radio London an die Information kommen können.

Kann es da nicht auch Infos in umgekehrter Richtung gegeben haben? Matthias Neutzner, Jahrgang 1960 und Vorsitzender der Inter-

sengemeinschaft 13. Februar 1945, hält das für ausgeschlossen. Zwar lebten damals rund 20.000 Kriegsgefangene in Dresden. Sie vor einem Angriff zu warnen, war aber für das britische Bomberkommando kein Thema, sagt Neutzner. „Ja, es wäre selbst im Februar 1945 sogar höchst gefährlich gewesen für die Piloten, wenn eine solche Warnung in die falschen Hände gekommen wäre.“ Außerdem, so ein weiterer Einwand, erfolgte die konkrete Auswahl der Bombenziele der nächsten Nacht frühestens am Morgen. Auch deshalb hält es Matthias Neutzner für ausgeschlossen, dass sich zwei Briten praktisch drei Tage vor dem Angriff schon zur Warnung angemeldet hätten.

Matthias Neutzner, der sich intensiv mit dem 13. Februar und seiner Vorgeschichte befasst hat, verwundert es nicht, dass viele Dresdner daran glaubten, dass ihre Stadt nicht so schlimm getroffen werde. „Sie wussten um die Gefahr, schließlich hatte es schon zwei Angriffe mit über 600 Toten gegeben. Und sie brauchten die Hoffnung, um mit dieser Gefahr leben zu können.“ Viele Dresdner, sagt Matthias Neutzner, leben noch heute mit dem Gefühl, dass ihrer Stadt etwas Einmaliges, nicht Vergleichbares zugefügt worden sei, „was aber aus historischer Sicht so nicht stimmt“. Auf diesem Boden gedeihe dann auch der Glaube an besondere, einmalige Geschichten wie die von angeblichen Warnungen.

www.dresden-1945.de